

## II. Grundsatzbeiträge

# Der Wandel gesellschaftlicher Rahmenbedingungen und die Konsequenzen für Familien

Von Barbara Thiessen

**Workshop des Sozialwissenschaftlichen Instituts (SI) der EKD in Kooperation mit: Evangelische Aktionsgemeinschaft für Familienfragen (eaf) und Kirchenamt der EKD; Hannover, 11. 12. 2008.**

»Die Familienbande ... also wir wollen höflich sein. Was hält die Familie zusammen? Die gemeinsame Abstammung? Die Stimme des Blutes? Das allein kanns nicht sein. Es (sind, B.Th.) die Gemeinsamkeit der kleinen Hauserlebnisse (...) die die Familie zu einer kompakten Einheit zusammenschweißen, mit Verlaub zu sagen. Familienmitglieder sind alte Kriegskameraden. Denn die Vertraulichkeit zwischen den Angehörigen desselben Familienstammes, eine Vertraulichkeit, die dem andern noch die Haut abschält, um zu sehen, was darunter ist, stammt daher, dass alle Beteiligten, Schulter an Schulter und Unterhose an Unterhose den Stürmen des Lebens getrotzt haben. Krach eint. Die Einigung wird umso stärker empfunden, je mehr sich die Mitglieder dieses Indianerstammes von einander zu entfernen wünschen. Man liebt sich auseinander, aber man zankt sich zusammen. Und weil sich gleichnamige Pole abstoßen, so stoßen sich die Pole der Familie so lange ab, bis sie ganz rund geschliffen sind, auseinander können sie nicht, und sie kennen sich viel zu genau, um sich lieben zu können; obgleich jeder von sich behauptet, er sei ein unverstandenes Kind, und die in der Familie hätten auch nicht den Schimmer einer Ahnung, wer da unter ihnen weile – und wenn die Familie nicht wäre, so wäre jeder schon längst Napoleon und Ford und Josephine Baker in einem. Denn wer ist an allem schuld? Die Familie. Blut ist dicker als Wasser; Krach ist dicker als Blut, und stärker als alle drei beide ist die Gewöhnung.« (Tucholsky [1929] 1965: 94ff.)

Familien sind Gemeinschaften besonderer Art. In ihnen werden Kinder geboren und erzogen, es wird gelebt, gelacht, gestritten, getrennt und wieder neu zusammen gefunden. Es existieren lebenslange Versorgungsbezüge zwischen den Generationen. Im familialen Zusammensein kommen unterschiedliche milieuspezifische Habitusformen zum Tragen, die soziale Chancen verbessern oder mindern. Gleichzeitig bewältigen Familien sozioökonomische Krisen und sichern Notlagen ab. Familien sind ebenso wesentlich für den Erhalt von Gesellschaften wie alltäglich. Ihre Leistungen werden daher nicht selten gleichzeitig überhöht wie entwertet. Familien sind keine Naturkonstante, sondern familiäre Gemeinschaften verändern sich mit und durch unterschiedliche historische Gesellschaftsformationen, ökonomische Anforderungen, individuelle Emanzipationsprozesse und politische Rahmenbedingungen. Ihre Stabilität liegt in ihrer Wandlungsfähigkeit. Allerdings werden Veränderungen häufig als »Verfall« interpretiert.

Entscheidend für die Wahrnehmung von Familie sind meist weniger die empirischen Befunde, als die normative Rede über Familie. Daher wird im Folgenden zunächst kurz auf den Familiendiskurs eingegangen (Teil 1). Im zweiten Teil wird der gegenwärtige soziale Wandel in seinen Auswirkungen auf Familien nachgezeichnet. Exemplarisch werden im dritten Schritt vier familienpolitische Problemfelder fokussiert, die Herausforderungen für neue strukturelle und inhaltliche Gestaltung darstellen. Konkret geht es um Vereinbarkeit, Zeitmanagement, soziale Diversität und Migration. Daraus lassen sich schließlich Anhaltspunkte für eine zukunftsfähige Gestaltung von Rahmenbedingungen für Familien ableiten (Teil 4).

### 1. Familienrhetorik: »Die Familie« zwischen Überhöhung und Entwertung

Familie ist in: Sie ist in den Medien zu einem zentralen Thema avanciert. Kaum ein Tag vergeht, ohne dass Familienthemen die Titelseiten der Tageszeitungen bestimmen: Kindergeld, Be-

treuungsgeld, Elternzeit, Kindertagesbetreuung und Vereinbarkeit sowie Kinderschutz und Frühe Hilfen sind Schlüsselbegriffe der aktuellen Diskussionen. Vor ein paar Jahren noch wurde Fami-

lienpolitik von dem ehemaligen Bundeskanzler Schröder als »Gedöns« abgetan. Heute würde sich das niemand mehr trauen. Die Familienministerin führt die Beliebtheitsskala an. Ihre Vorgängerinnen waren für die meisten Bundesbürger/innen kaum bekannt, auch wenn deren Politikkonzepte zum Teil heute mit umgesetzt werden.

Was ist hier passiert? Mehr noch als der Regierungswechsel führten PISA, Demografiediskurse und drohender Facharbeitermangel zu einem familienpolitischen Comeback. In den einschlägigen wissenschaftlichen Fachkreisen sind diese Themen zwar schon seit mehr als zehn Jahren in der Diskussion, die demografischen Daten etwa haben sich seit den 1970er-Jahren kaum geändert und sind öffentlich bekannt (Etzemüller 2007). Nun aber sind neue Akteure im Diskursfeld aufgetaucht, die offensichtlich nicht zu übergehen sind: Die Wirtschaft sorgt sich um ausreichend Nachwuchs und beklagt die schlechten Schulkenntnisse, aber auch die mangelnde »Kinderstube« ihrer Auszubildenden. Die Kommunen fürchten Abwanderungs- und Schrumpfungprozesse, daher ist Familienpolitik bereits vom weichen zum harten Standortfaktor avanciert.

Entscheidend ist, dass Mütter nicht mehr ausschließlich als Gebärende, Erziehende und Pflegende gesehen werden, sondern sie als Erwerbstätige in den Fokus rücken. Um ihre Erwerbsintegration voranzubringen, mussten traditionell gleichstellungspolitische Fragen in die Familienpolitik integriert werden, allen voran die Themen Vereinbarkeit von Familie und Beruf, Berufsrückkehr, öffentliche Absicherung von Kinderbetreuung. Mit der Teilnahme von Wirtschaft und Kommunalpolitik an den »Runden Tischen für Familie«, wie etwa im Rahmen der Bundesinitiative »Lokale Bündnisse für Familien«, haben sich diese Themen jedoch rhetorisch gewandelt zur »Work-Life-Balance«, zum »Innovationsfaktor Familienfreundlichkeit«, »Familienbewussten Personalmarketing« oder »Familienaudit«. Der Bedarf an qualifizierten Arbeitskräften hat zu einem deutlichen Bewusstseinswandel beigetragen.

Gleichzeitig werden Familien in den Medien häufig als Ort von Chaos und Desaster vorgeführt. Zuletzt erregte der Vorsitzende der Jungen Union, Philipp Mißfelder, Aufsehen mit seinen Äußerungen über Familien im SGBII-Bezug. Auf einer CDU-Veranstaltung kommentierte er den Vorschlag zur vorgesehenen Erhöhung des Hartz-IV-Satzes für Kinder als einen »Anschub für die Tabak- und Sprituosenindustrie«. Auch wenn über mangelnde Ausbildungsreife von Jugendlichen

oder Gewaltexzessen in Schulen medial verhandelt wird, stehen Familien schnell am Pranger.

Das Reden über Familie ist offensichtlich ein riskantes Unternehmen, die Diskussionen geraten häufig schnell emotional und ganz grundsätzlich. Hintergrund ist, dass Familie eine Schnittmenge ist aus wesentlichen biografischen Erfahrungen und gleichzeitig zentralen gesellschaftlichen Bedarfen (z.B. an gut erzogenem, leistungsfähigem Nachwuchs). Das macht die Debatten so schwierig, da viel von Familien gesellschaftlich erwartet wird, aber alle auch zutiefst persönliche Erfahrungen mit und in Familien haben. Familie ist kein fixes Gebilde, sondern eine »alltägliche Herstellungsleistung« (Jurczyk/Lange 2002), also etwas, was alltäglich erlebt, erwartet und inszeniert wird.

Als reflexives Instrument zum Verständnis von Familien in ihrer gesellschaftlichen Bedingtheit sowie der Leistungen von und für Familien ist der Ansatz der Familienrhetorik äußerst hilfreich (Lüscher/Wehrspaun/Lange 1989). Mit seinem Fokus auf die Konstruktionsprozesse von Familienbildern und -vorstellungen – z.B. der »Alleinerziehenden«, der »guten Mutter« oder der »neuen Väter« – macht dieser Ansatz die Setzungen und Annahmen transparent, die hinter bestimmten, oft unreflektierten Normalitätskonzepten und auch politischen Programmatiken stehen. Familienrhetorik ermöglicht Interpretationen der Situation und Funktionen von Familie als gesellschaftlicher Institution und dessen, was jeweils als Familie gelten darf. Ein solcher Zugang zu Familie leistet bei der Analyse von Familienpolitik, Familienhilfe und anderen Praxisfeldern einen wichtigen Beitrag zur Versachlichung der Diskurse um Familie, indem er die notwendige analytische Distanz ermöglicht. Mit Hilfe des Ansatzes der Familienrhetorik werden Begründungen für spezielle Pädagogiken ebenso wie für familienpolitisch relevante, spezifische Unterstützungsleistungen bzw. deren Unterlassung als soziale Konstruktionen sichtbar. Dies gilt beispielsweise für die derzeit intensive Debatte – insbesondere im Kontext der Betreuung für unter dreijährige Kinder –, inwieweit mehr »Privatisierung« oder mehr »Vergesellschaftung« zur Entfaltung der Leistungen von Familien führen und inwiefern Interventionen in das Private im Dienst des Wohles der Familienmitglieder zulässig bzw. geboten sind: die Frage früher Prävention bei Kindeswohlgefährdungen (Stichwort Kinderschutz), die Qualität familialer Erziehung (Stichwort Elternkompetenzen, Förderbedarfe, Wertevermittlung), die Zumutbarkeit bzw. die Grenzen von flexibler Kin-

derbetreuung (Stichwort Kinderhotel), die Diskussion um die Ganztagschule oder die Regulierung von Erwerbs- und Familienverläufen (Stichwort »Vätermonate«).

Die hier nur angedeuteten Debatten sind angereichert mit – meist unausgesprochenen – Vorstellungen von »richtiger« Familie. Dabei spielen emotional besetzte Geschichtsbilder von Familie eine wichtige Rolle – unabhängig ihrer tatsächlichen Existenz. Lenz und Böhnisch (1997) verweisen hier auf einen dreifachen Mythos von Familienvorstellungen, der den Blick auf diese Sozialform verstellt: erstens den »Harmoniemythos«, die Vorstellung dass das Familienleben in der Vergangenheit durch Harmonie und Eintracht gekennzeichnet gewesen sei und die heutige Familie dagegen mit ihren Konflikten und Problemen eine Art Verfallserscheinung darstelle. Zweitens verweisen sie auf den »Größenmythos«, der die Vorstellung umfasst, dass die Familie »früher« aus drei und mehr Generationen bestanden habe, was tatsächlich aufgrund der geringen Lebenserwartung (zum Beispiel im 18. und 19. Jahrhundert) eher eine Ausnahmeerscheinung war. Der »Konstanzmythos« besagt schließlich, dass Fami-

lie als Gefühlsgemeinschaft eine Naturkonstante sei, die immer und überall vorhanden sei (Lenz/Böhnisch 1997: 11).

Was soll also unter Familie im Weiteren verstanden werden? Familie findet aus meiner Sicht immer dort statt, wo Menschen in generationaler Perspektive auf Dauer angelegte Sorgebeziehungen leben. Entscheidend ist es, Familie als Schnittmenge individueller Beziehungsmuster, alltäglicher Versorgungsbezüge und sozioökonomischer Rahmenbedingungen zu sehen und dabei die historischen Wandlungsprozesse nicht aus dem Blick zu verlieren. Familie als Sozialform existiert darüber hinaus auch in ihrem Scheitern. Diese Aspekte berücksichtigen Negt und Kluge (1981), die Familie in Anlehnung an Horkheimer folgendermaßen beschreiben: »Als zusammenhaltende oder auflösende Faktoren der gesellschaftlichen Dynamik erscheint das, was in diesen zahllosen Laboratorien des unmittelbaren Zusammenlebens geschieht, je nachdem als ‚der Mörtel eines noch werdenden Baus‘, als Kitt, der auseinanderstrebende Teile künstlich zusammenhält, oder einen Teil des Sprengstoffs (bildet), der das Ganze beim ersten Funken zerreißt...« (ebd.: 867).

## 2. Sozialer Wandel in der Bedeutung für Familien

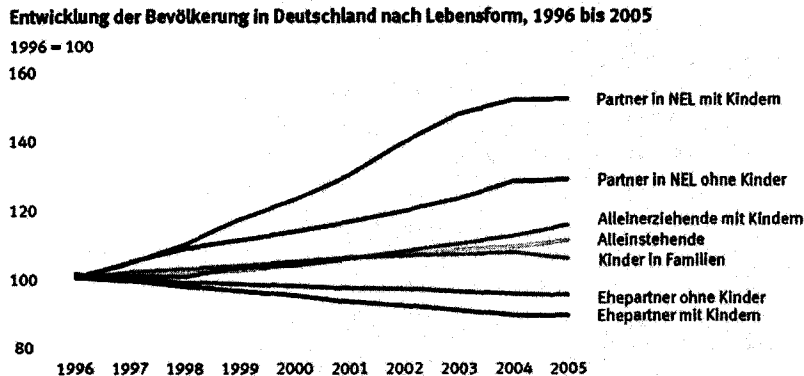
Familien haben sich in ihren Formen, Beziehungsstrukturen und Alltagsabläufen seit den 1970er-Jahren erheblich verändert. Hierfür sind sowohl strukturelle Wandlungsprozesse als auch veränderte Alltagspraxen insbesondere von Frauen ursächlich (Gerhard 2008). Im folgenden werden zunächst einige aktuelle empirische Daten zum Familienleben vorgestellt, bevor anhand drei konzeptioneller Stichworte der soziale Wandel in seiner Bedeutung für Familien skizziert wird.

### 2.1 Empirische Befunde zum Familienleben

Ein erster augenfälliger Befund gilt der zunehmenden Diversität des Familienlebens (vgl. Abb. 1): Die »alternativen« Familienformen – dazu zählen Alleinerziehende, nichteheliche und gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften mit Kindern – nehmen zu: Drei Viertel der Familien in Deutschland waren 2007 Ehepaare mit Kindern, 20 Prozent der Familien waren hingegen Alleinerziehende und 6 Prozent nichteheliche Lebensgemeinschaften mit Kindern (Statistisches Bundesamt 2008). In den Großstädten machen

alternative Familienformen mittlerweile knapp die Hälfte (47 Prozent) aller Familien aus. Und auch in dem Segment der Ehepaare mit Kindern ist eine große Bewegung ablesbar. Bei einer Scheidungsrate von mittlerweile 42 Prozent (Statistisches Bundesamt 2008) verbergen sich hinter dem Begriff »Ehepaare mit Kindern« häufig Familienneugründungen und Patchwork-Konstellationen, die die familiäre Lebensführung deutlich verändert: Zu den leiblichen Elternteilen kommt mindestens ein sozialer Elternteil hinzu (Bien/Hartl/Teubner 2002). Erheblich zugenommen haben Einpersonenhaushalte (Statistisches Bundesamt 2008). Daneben nehmen auch nichteheliche Lebensgemeinschaften mit und ohne Kinder sowie gleichgeschlechtliche Partnerschaften, Regenbogenfamilien und Lebensformen des »living apart together« zu; man denke an Wochenend-Ehen, getrennte Haushalte und Pendelbeziehungen, die in einem Teil der Statistiken bislang kaum präzise, geschweige denn repräsentativ erfasst werden. Deutlich wird: Im Lebenslauf von Personen sind Lebensformen weniger stabil und einheitlich, entsprechend ändert sich der Familienstand häufiger.

Abbildung 1: Entwicklung der Bevölkerung in Deutschland nach Lebensform, 1996 bis 2005



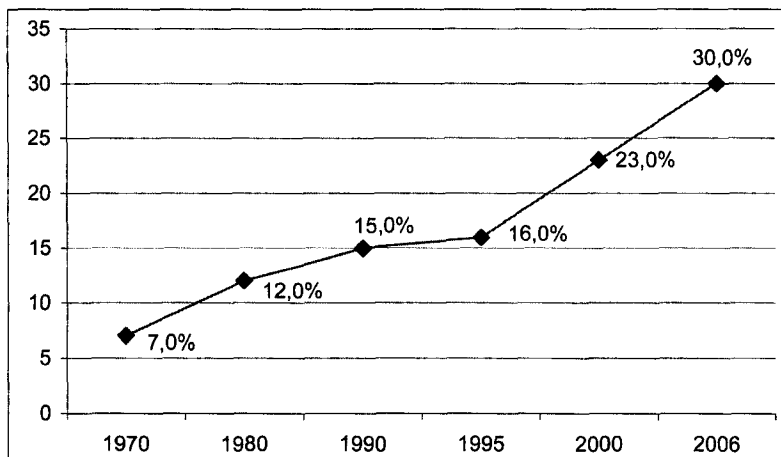
Datenquelle: Statistisches Bundesamt, Mikrozensus, Graphische Darstellung: BIB

Quelle: Bundesinstitut für Bevölkerung 2007 (Daten: Statistisches Bundesamt 2008)

Ein weiterer Trend ist, dass die Ehe zunehmend nicht mehr Voraussetzung, sondern Folge gemeinsamer Kinder ist. Ein wachsender Anteil an Kindern wird heute nichtehelich geboren (vgl. Abb. 2). In Deutschland betrifft dies gegenwärtig bereits 30 Prozent der Kinder, doppelt so viele, wie noch vor zwanzig Jahren (Statistisches Bundesamt

2007a). In Europa gehört Deutschland damit aber noch zu den Ländern mit einem geringeren Anteil an nichtehelich geborenen Kindern: In 2005 wurden bspw. in Großbritannien 43 Prozent, in Frankreich 48 Prozent und in Schweden 55 Prozent der Kinder nichtehelich geboren. In Italien und der Schweiz waren es hingegen nur etwa 14 Prozent.

Abbildung 2: Anteil nichtehelich geborener Kinder 1960 – 2006 (Gesamtdeutschland)

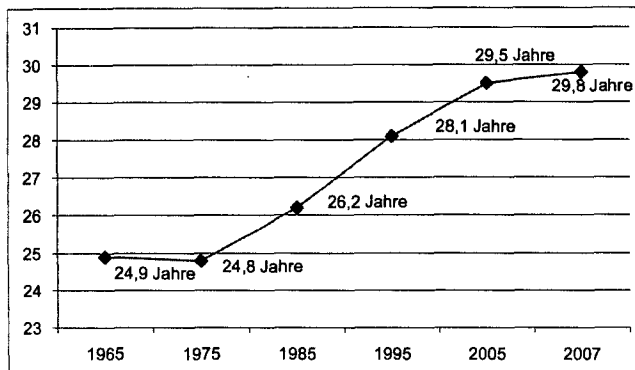


Quelle: Statistisches Bundesamt 2008; Zahlen gelten für Gesamtdeutschland)

Hintergrund bildet die zunehmende Erwerbstätigkeit von Müttern. War in den 1960er-Jahren in Westdeutschland jede dritte Mutter schulpflichtiger Kinder erwerbstätig (Garhammer 1997), sind dies 2007 bereits fast zwei Drittel (Statistisches Bundesamt 2008). Mit steigender Bildungs- und Erwerbsbeteiligung von Frauen geht ein weiterer Trend einher: Kinder werden zunehmend immer später im weiblichen Lebenslauf geboren (vgl. Abb 3), wobei Frauen in Ostdeutschland ihre

Kinder nach wie vor früher bekommen als Frauen in Westdeutschland (vgl. BIB 2007). Die besseren Kinderbetreuungsmöglichkeiten und die nach wie vor existierende kulturelle Selbstverständlichkeit von arbeitenden Müttern, bzw. MitarbeiterInnen mit Kindern machen es für Frauen in den neuen Bundesländern noch immer leichter, Beruf und Familie zu verbinden, was auch für Kinder zusätzliche Ressourcen bedeutet.

Abbildung 3: Durchschnittsalter von Frauen bei der Geburt des ersten Kindes (ehelich geborene Kinder)



Quelle: Statistisches Bundesamt 2007c).

Für das Aufwachsen von Kindern hat die Vielfalt heutiger Lebensmodelle Konsequenzen – positive wie negative. Trennungen und Scheidungen als Grund für alternative Lebensformen (das Ergebnis sind zumeist alleinerziehende Mütter) sind dabei für Kinder oft besonders schwierig. Hohe Trennungs- und Scheidungszahlen machen es aber notwendig, Möglichkeiten zu finden, wie die Beteiligten mit den Schwierigkeiten umgehen können (Walper/ Langmeyer 2008). Ein geringer aber die beteiligten Institutionen erheblich beschäftigender Anteil der Trennungsfälle (8-10 Prozent) zählt zu den hochkonflikthaften Trennungs- und Scheidungsfamilien (Paul/Dietrich 2006). Beispielsweise räumen die Änderungen im Sorgerecht seit 1998 nun auch nichtehelich geborenen Kindern mehr Rechte ein und machen es beiden Elternteilen leichter, Ansprüche auf die Sorge um das Kind zu erheben (§ 1626a Abs.2 BGB). Dies führt auch dazu, dass mehr und mehr Kinder nicht nur an einem Lebensmittelpunkt aufwachsen, sondern mobiler werden (müssen) und zwischen nicht (mehr) zusammenlebenden Elternteilen pendeln. Auch dies ist eine Tatsache, die für die Kinder (Mobilitäts-)zwänge und -probleme, aber auch Ressourcen durch eine stärkere Verbindung zu beiden Elternteilen und unter Umständen auch zu neu hinzukommenden Familienmitgliedern oder Geschwisterkindern führen kann (Zartler et al. 2004). Diese Anforderungen und Chancen, mit denen Kinder heute schon früh konfrontiert sind, gilt es auch in den Institutionen von Bildung und Betreuung zu berücksichtigen. Dabei sollte vermieden werden, Kinder aus bestimmten Familienformen »automatisch« mit bestimmten positiven oder negativen Verhaltensweisen zu verknüpfen. Entscheidend ist vor allem die Qualität der Beziehungen und Interaktionen

in den jeweiligen Familien- und Lebensformen (Lange/Lüscher 1996).

Familien haben sich nicht nur in ihren Formen diversifiziert und in ihrem Verlauf dynamisiert, sondern auch ihr Innenleben ist insbesondere in Bezug auf die Geschlechterdynamik komplexer geworden. Erwerbsarbeit dehnt sich in den Bereich des Privaten hinein aus und verschiebt dadurch tradierte Lebensmuster. Neben befreienden und entlastenden Effekten führt dies auch zu neuen Belastungen: In räumlichen und zeitlichen Dimensionen findet eine neue Vermischung von Arbeits- und Lebensbereichen statt. Familie wird unter diesen Bedingungen zu einer Herstellungsleistung (Jurczyk/Lange 2002), einem fragilen Projekt. Es erfordert neue symbolische Praktiken, die die Rahmung und Inszenierung von Familie ermöglichen. Alltäglich müssen in Familien individuelle Lebensführungen mit unterschiedlichen Strukturen und Bedürfnissen miteinander ausbalanciert werden (Schier/Jurczyk 2007). Zentral geleistet wird die Herstellung von Familie zum überwiegenden Anteil durch Mütter: Das auch in den Medien ungebrochen propagierte Bild von der die Familie versammelnden, versorgenden, pflegenden, bekochenden, betreuenden Mutter (Hannover/Birkenstock 2006) korreliert mit der Praxis geschlechtlicher Arbeitsteilung.

Gleichzeitig – und hierin liegen erhebliche Benachteiligungen für Mütter – basieren die Steuer- und Transfersysteme sowie die Bildungs- und wohlfahrtsstaatlichen Institutionen bis hin zu lokalen Akteuren weiterhin auf dem traditionellen Familienbild der Alleinverdiener-Ehe. Ehegattensplitting, Minijobregelung und die kostenlose Mitversicherung der Ehefrau in der Krankenversicherung fördern nach wie vor Zuverdienstmodel-

le, die sich spätestens im Scheidungsfall sowie beim Eintritt in die Rente erheblich negativ auswirken und weibliche Armut begründen. Mütter stehen zwischen der verblassenden, aber immer noch wirksamen Rhetorik der vollzeitlichen Verfügbarkeit für die Kinder und der gleichzeitigen Anforderung, sich bei Bedarf selbst zu ernähren, um eine »gute Mutter« sein zu können. Die »doppelte Vergesellschaftung« (Becker-Schmidt 1987) von Frauen in Familie und Beruf ist damit nicht nur zur selbstverständlichen Anforderung, sondern zur Norm geworden. Deren Umsetzung wird allerdings noch immer durch institutionelle und mentale Hürden erschwert.

Hier deuten sich komplexe Wechselwirkungen zwischen wohlfahrtsstaatlichen Ordnungen, Genderdynamiken und Familienverläufen an, die jeweils in unterschiedlichen sozialen Lagen differente Auswirkungen zeigen: Während junge Männer der qualifizierteren Mittelschichten zunehmend die Familiengründung aufschieben oder vermeiden (Zerle/Krok 2008), weichen unqualifizierte junge Frauen auf die Mutterposition aus und verabschieden sich aus dem Bildungs- und Ausbildungssystem (Thiessen 2007). Dagegen realisieren hoch qualifizierte Frauen vor allem nur noch dort ihre Kinderwünsche sowie Mehrkinderfamilien, wo ausreichend Unterstützungssysteme für die alltägliche Vereinbarkeit von Familie und Beruf bereitstehen. Damit stellen sich demografisch paradoxerweise besonders familienorientierte und konservative Wohlfahrtsregime schlecht, wohingegen die »sozialdemokratischen« Strukturen sowohl zu höherer Egalität im Geschlechterverhältnis als auch zur höheren Angleichung von Bildungsmilieus führen (Blossfeld et al. 2005).

## 2.2 Drei konzeptionelle Stichworte: Auswirkungen des sozialen Wandels auf Familie

Charakteristisch für die Veränderungen von Globalisierung und Tertiarisierung sind erhöhte **Entgrenzung und Mobilität**. Die »fordistische Ära«, die als »Blütezeit des männlichen Alleinverdieners und der Hausfrauenehe« (Ostner 1999: 69) der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft gelten kann, ist zu Ende. Statt Stahlkochern und Bandarbeiterinnen werden nun High-Tech-Ingenieure, WebdesignerInnen und Gesundheitsdienstleistende gesucht, die veränderte Erwerbsbedingungen vorfinden und neue Qualifikationsprofile ausweisen müssen. Technik- und Kommunikationskompetenzen gewinnen an Bedeutung. Statt tayloristischer Produktionsweise, also

zerstückelten, mechanisierten Arbeitsschritten ist eine Aufwertung bei qualifizierten Tätigkeiten durch mehr Selbstständigkeit, Teamarbeit, flachen Hierarchien und der Möglichkeit (oder dem Zwang) zu Kreativität feststellbar. Dadurch erscheint Haus- und Familienarbeit oft als eher lästig und stupide. Die amerikanische Soziologin Hochschild (1997) fasst diese Entwicklung im prägnanten Titel zusammen: »When work becomes home and home becomes Work«. Gleichzeitig weicht das sog. »Normalarbeitsverhältnis« auf. Normal wird jetzt, was für weibliche Beschäftigte schon längst galt: mehr befristete Arbeitsverträge und flexibilisierte Arbeitszeiten. Hinzu kommt die Erwartung an eine hohe Mobilität, die Familienbeziehungen an Belastungsgrenzen führt. Manche sehen bereits die Gefahr einer »vollmobilen Singlegesellschaft« (Burkart 1992). Familien sind gefordert, mit der zunehmenden räumlichen und zeitlichen Entgrenzung umzugehen, Familienzeit im Alltag zu organisieren. Die Jonglage zwischen Beruf und Familie führt zu mehr Stress und Aus handlung in Familien (Schier et al. 2009).

Mit dem Stichwort der **Individualisierung** ist ein zweiter zentraler Aspekt des sozialen Wandels benannt, der ein Doppelgesicht aufweist: Gemeint ist damit einerseits die emanzipative Selbstbestimmung von Menschen, die historisch in den Befreiungsbewegungen der Moderne wurzelt. Damit verändern sich immer wieder traditionelle Orientierungen und Arbeitsteilungsmuster. Die Forderung nach einem individuellen Leben birgt andererseits auch die Zumutung der Eigenständigkeit. Die Auflösung traditioneller Gemeinschaften meint neben den befreienden Aspekten auch die Aufforderung, sich selbst einen gesellschaftlichen Platz zu suchen. Gleichzeitig entstehen neue Gemeinschaften – etwa die neuen internet-communities erwähnt (second life, blogger-Szene, chat-groups), die allerdings eher fluiden Charakter aufweisen. Gleichzeitig werden Beziehungen deutlich mehr aufgeladen mit emotionalen Bedürfnissen und der Sehnsucht nach Glückserfüllung. Dies lässt sich sowohl für die Partnerbeziehungen als auch die Eltern-Kindbeziehungen belegen (Haumann 2007, Schmidbauer 2008), die diese dadurch nicht selten überlastet.

Besonders relevant für Familien ist die deutliche Veränderung von Geschlechtermustern, die aber nicht widerspruchsfrei vonstatten geht: Im beruflichen Bereich (je höher qualifiziert, desto deutlicher) scheint Geschlechtergleichheit zur Norm zu werden, während im Privaten nach wie vor Geschlechterdifferenz inszeniert wird und zur Orientierung notwendig scheint. Nirgendwo mehr ist die Arbeitsteilung zwischen Frauen und Männer

so strikt wie im Privaten und nirgendwo löst sie so viele (individuell geführte) Debatten aus (Koppetsch/Burkart 1999). Damit einhergeht eine neue Dynamik im Familienverlauf, die durch Scheidungen und Wiederverheiratungen gekennzeichnet ist. Gefordert ist ein individueller Umgang mit Unsicherheit in der Lebensplanung.

Die Partnerwahl erfolgt im Zeichen der Individualisierung unter dem Leitmotiv des individuellen Glücks und der Suche nach steter Erfüllung (Keddi 2003, Hurrelmann/Albert 2006). Stand für die Großeltern-Generation materielle Absicherung als ein wesentliches Motiv der Paarbildung, zeigt sich gegenwärtig eine erhebliche Bedeutungszunahme individueller Zufriedenheit und Achtsamkeit gegenüber der Beziehungsqualität. Dies führt auch mit Blick auf die gestiegene wirtschaftliche Eigenständigkeit von Frauen zu einer höheren Trennungsbereitschaft, wobei Paare ohne Kinder wesentlich mehr zur Steigerung der Scheidungsquote beitragen. Wenn sich hier eine Normalisierung von Trennung andeutet, stellt sich Institutionen wie Kirchen die Frage, was Familien brauchen, damit Trennungen gelingen, insbesondere auch im Hinblick auf weiter fortbestehende Elternverantwortung und geteilte Sorge.

Feststellbar ist drittens, dass die **Bedeutung von Bildung** sich erheblich verändert hat und neue Erziehungsstile evoziert: Die Informations- und Wissensgesellschaft erfordert höhere Bildungsabschlüsse und längere Ausbildungszeiten, ohne qualifizierten Abschluss ist existenzsichernde Arbeit kaum mehr möglich. Aber wer soll die Kinder fit für das Studium machen? Das wird – anders als in den nordeuropäischen Staaten – in Deutschland weitgehend den Familien überlassen: Hausaufgabenhilfe wird privat erwartet ebenso wie Zusatzbildung im musischen und sportlichen Bereich. Eine Wachstumsbranche ist Nachhilfe, neuerdings auch verstärkt für Grundschüler/innen. Eltern werden zum »Bildungscoach« für ihren Nachwuchs (Büchner et al. 1997). Hier ist allerdings eine deutliche Milieudifferenz festzustellen. Während die bildungsorientierten Mittelschichten gezielte Bildungsorientierung zur adäquaten sozialen Platzung des Nachwuchses vornehmen (»concerted cultivation«, Lareau 2003), findet sich bei bildungsfernen Unterschichten eher der Erziehungsstil des »natural growth« (Lareau 2003), bei dem Kinder im Alltag eher »mitlaufen«. Durchgesetzt hat sich vor dieser Folie seit den 1980er Jahren, mit je unterschiedlich starker Ausprägung in unterschiedlichen Schichten und Milieus, der Wandel des Modus der Erziehung in Familien. Die strikte Erteilung von Weisungen ist einem Aushandeln von Zielen

und Inhalten gewichen – daher das Diktum vom »Befehls- zum Verhandlungshaushalt« (Büchner/Fuhs/Krüger 1997).

Damit einhergehen Verunsicherungen von Eltern. Wo sollen Grenzen gezogen werden, welche Freiräume sind notwendig? Eine zunehmende Fülle von Rategebern, aber auch empirische Studien belegen diesen Trend (Mühling/Smolka 2007). Verunsicherungen im Erziehungsverhalten sind jedoch keineswegs nur negativ zu sehen, da sie auch als Zunahme von Reflexivität gelesen werden können, die einer Verbesserung des Familienklimas zuträglich ist. Unterstützt wird diese Annahme von Ergebnissen aktueller Studien, die eine höhere Zufriedenheit im Familienleben feststellen (Allensbach-Studie 2006, Haumann 2007). Demnach haben sich die generationalen Beziehungen deutlich verbessert. Es gibt mehr Eigenständigkeit, aber auch mehr Wertschätzung zwischen den Großeltern, Eltern und Kindern. Besonders positiv ist die Abnahme von Gewalt in der Erziehung (Haumann 2007).

Unter dem Stichwort Bedeutungswandel von Bildung ist noch auf einen letzten Aspekt aufmerksam zu machen. Eine Folge der technischen und medialen Entwicklung für das Familienleben ist, dass Lebenswelten zwischen Kindern und Eltern weiter auseinanderdriften. Insbesondere die Nutzung neuer Medien (Internet, Videospiele) ist für Eltern oft schwer nachvollziehbar. Was passiert im »second life«? Mit wem »skypen« die Jugendlichen? Welche Spiele laufen auf der »playstation«? Eltern ohne PC- und Englischkenntnisse können ihre Kinder bei deren Medienkonsum kaum unterstützen (Feierabend/Albrecht 2007). Umgekehrt können Jugendliche zu Technikchocoes ihrer Eltern werden, da sie viel schneller den Umgang mit neuen technischen Geräten und Programmen beherrschen. Das Generationenverhältnis verschiebt sich dabei (Schmidbauer 2009).

Der Blick auf die verschiedenen Aspekte des sozialen Wandels unterstreicht, dass Familien nicht mehr alles können. Die Gefahr des Scheiterns beim Erziehungsauftrag steigt. Familien gestalten Wandlungsprozesse durch veränderte Praxen mit, sind aber ebenso den Veränderungen ausgeliefert. Familiäre Beziehungen sollen nicht nur materielle sondern auch emotionale Versorgung sicherstellen. Es zeigt sich ebenso, dass gelingende Sozialisationsprozesse immer mehr auch eine Frage der sozialen Zugehörigkeit sind. Dies stellt neue Herausforderungen an Institutionen und Unterstützungssysteme.

### 3. Problemfelder und Herausforderungen für Familien

Die Darstellung der Veränderungen von Familie durch den sozialen Wandel verweist bereits auf Problemfelder von denen im Folgenden vier ausgewählte Aspekte näher beleuchtet werden, die für das familiäre Binnenleben sowie das soziale Miteinander entscheidend sind. Es handelt sich dabei um Vereinbarkeit von Familie und Beruf, Zeitmanagement, zunehmende soziale Disparitäten sowie Auswirkungen von Migration.

#### 3.1 Vereinbarkeit von Familie und Beruf

Die Vereinbarkeit von Familie und Erwerbsarbeit ist in Westdeutschland seit den 1960er Jahren ein »Dauerbrenner« in Forschung, Öffentlichkeit und Politik. Als Reaktion auf die steigende Erwerbstätigkeit von Müttern waren es zunächst die Folgen mütterlicher Erwerbstätigkeit für den Sozialisationsprozess, die in den Blick genommen wurden: Sind erwerbstätige Mütter schlechte Mütter? Vor allem in den USA wurden zahlreiche Studien durchgeführt. Die nicht selten widersprüchlichen Ergebnisse zeigten, dass die Berufstätigkeit der Mutter nur eine unter vielen Variablen ist, die die Entwicklung und Persönlichkeitsbildung des Kindes im Positiven wie im Negativen beeinflussen können (Lehr 1974).

In den folgenden Jahren verlagerte sich das Interesse vom Wohl der Kinder zu den Müttern selbst, zur Doppelrolle der Frau in Familie und Beruf, zur Doppelbelastung von Müttern, zur Bedeutung beruflicher und privater Lebenszusammenhänge als Strukturgeber weiblicher Lebensführung, zum doppelten weiblichen Lebensentwurf (Becker-Schmidt 1987). Gleichzeitig wird bis heute die weitgehend veränderungsresistente geschlechtstypische Arbeits- und Rollenteilung im Lebensentwurf und im familialen Alltagsleben von Müttern und Vätern diskutiert. Dabei zeigt sich, dass sich die Konfliktlage im Privaten dadurch immer mehr zuspitzt, je deutlicher die Öffnung des Bildungs-, Berufs- und Erwerbssystems für Frauen zunimmt. Die »Zweiverdienerfamilie«, die mit dem 2008 neu verabschiedeten Unterhaltsrecht (§ 1609 Nr. 2 und 3 BGB) zum neuen Leitbild avanciert ist, hat allerdings noch keineswegs löst traditionelle Familienbilder mit typisch deutschen Zügen (»gute Mutter«, Vinken 2001) abgelöst. Sie existieren vielmehr noch nebeneinander.

Für junge Männer und Väter wird die Orientierung am Leitbild des »Familienernährers« zunehmend

brüchig. Der »aktive Vater« (Thiessen/Jurczyk 2008) ist nicht nur in vielen Werbespots präsent, auch die überwältigende Mehrheit der Bevölkerung einschließlich der Mütter ist der Meinung, dass sich Väter heute mehr um die Erziehung und Betreuung ihrer Kinder kümmern als noch vor fünf bis zehn Jahren, und bewertet dies auch positiv (BMFSFJ 2008). Zunehmend geht es um die Integration von Vaterschaft in familiäre Erziehungs- und Fürsorgearbeit sowie in die männliche Erwerbsbiografie. Junge Männer verstehen sich als »moderne Ernährer«: Sie sehen sich zwar noch immer als Ernährer der Familie, wollen sich aber auch in der Betreuung der Kinder engagieren und tun dies auch zunehmend (Zerle/Krok 2008). Etwas weniger als die Hälfte der jungen Männer will den »Beruf in der Zeit direkt nach der Geburt des Kindes zurückstellen« oder sogar die »Berufskarriere für ein Kind zurückstellen«. Da sich die Männer jedoch nach wie vor in der Verpflichtung sehen, den Lebensunterhalt für die Familie zu bestreiten, soll das Engagement in der Familie nicht zulasten beruflicher Verpflichtungen gehen (Zerle/Krok 2008). Alternative Rollenarrangements, die zu einer gleichberechtigten und geschlechtsneutralen Aufteilung der Familien- und Erwerbsarbeit und der damit verbundenen Ressourcen führen, werden weder in der Herkunftsfamilie vorgelebt noch sind sie in Gesellschaft, Öffentlichkeit und Erwerbsleben vorbereitet institutionalisiert. Ein wichtiger Schritt ist das 2007 neu eingeführte Elterngeld: 2007 haben knapp 14 Prozent der Väter Elterngeld, die sogenannten »Partnermonate« (allerdings überwiegend nur zwei davon) in Anspruch genommen – Tendenz steigend (Statistisches Bundesamt 2008).

Trotz dieser positiven Ansätze auf politischer Ebene und der bemerkenswerten Veränderung von Einstellungen von Männern insgesamt und Vätern im besonderen, die vom Nur-Ernährer zum Auch-Versorger von Kindern sich gewandelt haben (Fthenakis 1999), wird die Versorgung und Erziehung von Kindern sowie die Alltagsarbeit immer noch weit überwiegend von Frauen geleistet (Thiessen 2004, Huinink/Röhler 2005). Die Familienarbeit prägt den weiblichen Lebenslauf sehr viel stärker als den männlichen: Frauen unterbrechen ihre Erwerbstätigkeit in den ersten zwei Lebensjahren des Kindes vollständig (62 Prozent) und nehmen danach ihre Erwerbstätigkeit meist in Teilzeit wieder auf (rund 30 Prozent). Viele Mütter haben zudem Schwierigkeiten, unmittelbar nach Ablauf der Elternzeit wieder einen Arbeitsplatz zu finden. Dabei wollen

immer mehr Mütter gleich im Anschluss an die gesetzliche Elternzeit wieder in den Beruf zurückkehren (BMFSFJ 2008).

In zahlreichen Zeitbudgetstudien zeigt sich: Frauen kümmern sich intensiver um den Haushalt und die Betreuung der Kinder als Männer, auch wenn sie ebenfalls erwerbstätig sind. Vor allem werktags sind viele der überwiegend voll erwerbstätigen Väter für ihre Kinder kaum präsent. Sie beschäftigen sich unter der Woche im Durchschnitt täglich 2 Stunden und 19 Minuten mit ihren Kindern, am Wochenende täglich 6 Stunden 7 Minuten; bei den Vollzeit erwerbstätigen Müttern sind es werktags 3 Stunden 39 Minuten und am Wochenende 7 Stunden 33 Minuten (Vorwerk & Co. KG 2008).

Väter engagieren sich heute bei der Betreuung ihrer Kinder zunehmend, vor allem beim Spielen und Vorlesen von Geschichten, was für die Bildungs- und Sozialisationsprozesse grundsätzlich positiv zu beurteilen ist. Man weiß heute darum, dass die unterschiedlichen Anregungen von Müttern und Vätern wichtig sind (Grossmann/Grossmann/Kindler/ Zimmermann 2008).

Tätigkeiten wie Waschen, Ankleiden und Füttern verbleiben dagegen fast unverändert im Zuständigkeitsbereich der Mütter. Auch für die unsichtbare Beziehungsarbeit in der Familie sind immer noch Frauen zuständig. Das geschlechtssegregierte Muster der Übernahme von Haushaltstätigkeiten findet sich auch in der World Vision Studie wieder, in der Kinder nach ihrem Alltag befragt wurden. So geben 67 Prozent der Kinder an, dass ihre Mütter genügend Zeit für sie haben, bei den Vätern nur 34 Prozent (Hurrelmann/Andresen 2007). Nur ein geringer Teil der berufstätigen Väter ist weniger als 35 Stunden erwerbstätig, die Haushaltsarbeit und die Betreuung der Kinder wird nur zu einem geringen Ausmaß von den Vätern übernommen. Im Lauf der Ehe nimmt die partnerschaftliche Arbeitsteilung im Haushalt immer mehr ab (vgl. Tab. 1). Es kommt zu einer Refeminisierung der Arbeitsteilung – dies gilt übrigens für alle europäischen Länder (Hofäcker 2006), wenn auch in den skandinavischen Staaten, insbesondere Schweden durch eine andere Geschlechterrollenkultur und gezielte politische Maßnahmen Väter stärker an den »care-Aufgaben« beteiligt werden konnten (Becker 2008).

**Tabelle 1: Formen der Arbeitsteilung im Verlauf der Ehe**

Form der Arbeitsteilung	Ehedauer			
	2 Jahre	4 Jahre	6 Jahre	14 Jahre
Stark traditional	38,7 %	48,0 %	55,0 %	60,2 %
Traditional	29,9 %	28,2 %	25,7 %	24,9 %
Partnerschaftlich	30,6 %	22,9 %	18,6 %	13,7 %
Nicht traditional	0,7 %	1,0 %	0,7 %	0,8 %
Stark nicht traditional	0,1 %	0 %	0,4 %	0,4 %
Paare gesamt	870	840	773	518

Quelle: Bamberger-Ehepaar-Panel 1990 – 2002

Deutlich wird hier, dass im Laufe der Ehe aus der partnerschaftlichen Orientierung durch ungleiche Verhältnisse am Arbeitsmarkt und durch ungleiche innerfamiliäre Verteilung das private Arrangement ungleich und die Beziehung dadurch erheblich belastet wird.

### 3.2 Zeitmanagement in Familien

Die Qualität von Familienleben ist eng verbunden mit den zeitlichen Ressourcen und Verpflichtungen ihrer Mitglieder im Alltag und im Lebenslauf. Lange wurde die Bedeutung von Zeit für die und

in der Familie unterschätzt. Gemeinsame Zeit im Alltag zu verbringen sowie verlässlich über Zeit verfügen zu können, gelten als Grundbedingungen familialen Zusammenlebens (Heitkötter/Jurczyk/Lange/Meier-Gräwe 2009). »Familienzeit« ist das Resultat einer komplexen Herstellungsleistung, an der alle sozialen Akteure der Familie, Erwachsene und Kinder, immer wieder von Neuem beteiligt sind. Da gesellschaftliche Zeitstrukturen immer stärker Familienzeit beeinflussen, rücken Fragen von Umfang und Qualität von Familienzeit deutlicher ins Blickfeld.

Familienzeit ist die Bedingung, sich als Familie zu erfahren und Leistungen zu erbringen wie materielle Versorgung, emotionale Zuwendung sowie besonders bei Kindern Bildung, Betreuung und Erziehung. Kurz: Familie braucht Ko-Präsenz, also die Anwesenheit mindestens zweier Personen. Gleichzeitig sind die Bedürfnisse sehr unterschiedlich: Eltern möchten Zeit haben für ihre Kinder, Kinder möchten Zeit mit ihren Eltern verbringen, Paare brauchen Zeit füreinander, alle Familienmitglieder brauchen auch Zeit für sich selbst und schließlich brauchen Familien auch Zeit für andere soziale Netzwerke (BMFSFJ 2006a). Diesen Bedürfnissen steht die Ausdifferenzierung von individuellen Zeitmustern in den Familien wie unterschiedliche Arbeits-, Schul- und Freizeittermine entgegen. Dennoch zerfallen Familien nicht, wenn die Mitglieder weniger gleichzeitig zu Hause sind. Da gemeinsame Anwesenheit von Familienmitgliedern nicht selbstverständlich ist, bedarf es der intensiven Abstimmung der Familienmitglieder sowie der aktiven Verschränkung der individuellen Lebensführungen zum familiär verzahnten Handeln. Soziale Zeit in der Familie wie der gemeinsame Essenstermin, das Wochenende oder der Urlaub müssen geplant werden. Gleichzeitig liegt das Geheimnis familialer Erfahrung oft in der Beiläufigkeit, dem freundlichen Nebeneinander von Familienmitgliedern im Haushalt, den ungeplanten Begegnungen (Schier et al. 2009).

Zeitdefizite oder ungünstige Arbeitszeiten werden in den Familien mit unterschiedlichen Strategien und Ritualen aufgefangen (Klenner et al. 2003) und hängen auch mit den Paar- und Familienkonzepten, den Erziehungsvorstellungen der Eltern, den sozial-ökologischen Bedingungen und den Betreuungsmöglichkeiten der Kinder zusammen. Zeitnot prägt Familien permanent. Zeitnot und Zeitstress sind z.B. auch vorprogrammiert, wenn feste und verlässliche Zeitgrenzen im Arbeitstag und in der Arbeitswoche fehlen. Der Anteil von Paaren, die zusammen mehr als 80 Stunden die Woche arbeiten, liegt in Deutschland bei 50 Prozent und in den USA sogar bei 80 Prozent (BMFSFJ 2006a). Trotz Zeitnot muss die häufig angeführte Behauptung von der mangelnden Zeit für Kinder revidiert werden. Empirisch lässt sich nicht belegen, dass Eltern in der Bundesrepublik gegenwärtig weniger Zeit mit ihren Kindern verbringen als in früheren Jahrzehnten. Vielmehr wird im 7. Familienbericht (BMFSFJ 2006a) dargelegt, dass Eltern mit ihren unter sechsjährigen Kindern heute deutlich länger zusammen sind als noch vor zehn Jahren.

Auch die häufig gehörte These, Menschen nähmen sich in der schnelllebigen mobilen Gesellschaft immer weniger Zeit zum Essen, Familienmahlzeiten würden immer häufiger durch Fast Food bzw. Take Away Food ersetzt, was zulasten familialer Zeiten ginge, lässt sich durch die Daten der Zeitbudgetstudien nicht stützen. Im Gegenteil: Mahlzeiten spielen auch in heutigen Familien quantitativ und qualitativ eine wichtige Rolle für das Familienleben. Familien in Deutschland nehmen sich heute sogar mehr Zeit fürs Essen als noch 1990 (Meier-Gräwe/Zander 2005). In Familien mit zwei Erwerbstätigen findet – anders als noch in den 1960er und 1970er Jahren – die Hauptmahlzeit am Abend statt. Das Abendessen ist oft die wichtigste Familienzeit, nicht nur für die Nahrungsaufnahme, sondern für Gespräche und Zusammensein. Wenn an Werktagen keine gemeinsame Mahlzeit möglich ist, wird das Familienfrühstück am Wochenende besonders bewusst eingenommen.

Erst in den letzten Jahren wird die Frage der Familienzeit aus der Perspektive der Kinder untersucht (Hurrelmann/Andresen 2007, Wehr 2008). Bemerkenswertes Ergebnis der Kinderbefragungen ist, dass neben Ritualen und gemeinsamen Events mindestens ebenso wichtig die beiläufigen und nicht geplanten Zeiten sind, in denen Familienmitglieder einfach nur zusammen an einem Ort sind, ohne gezielt etwas Gemeinsames zu unternehmen. Auch kleine elterliche Gesten sind wichtig: Der Tochter in den wesentlichen Momenten zuzuhören, den Wunsch nach einem gemeinsamen Fußballspiel einmal nicht zurückzuweisen oder die ungeplante Kissenschlacht am Sonntagmorgen (Wehr 2008). Wichtig ist Kindern nicht unbedingt, dass sie besonders viel Zeit mit den Eltern verbringen, sondern vielmehr die verlässliche Anwesenheit der Eltern, vor allem abends und am Wochenende. Kinder wünschen sich eine verlässliche und vorhersehbare Chance, mit ihnen interagieren zu können. Wenn, dann wünschen sie sich vor allem mehr Zeit mit ihren Vätern (Klenner et al. 2005). Übrigens sind es nicht in erster Linie die Kinder mit zwei erwerbstätigen Eltern, die mit der elterlichen Zuwendung unzufrieden sind, sondern vorrangig Kinder von arbeitslosen und nicht erwerbstätigen Eltern sowie von erwerbstätigen Alleinerziehenden (Hurrelmann/Andresen 2007).

### 3.3 Zunehmende soziale Disparität

Die sozialen Milieus in Deutschland entwickeln sich aktuell in hohem Maße auseinander. Empiri-

sche Studien konstatieren eine deutliche Polarisierung familialer Lebenslagen. Der Tertiarisierungsprozess führt zu immer mehr gering entlohnten insbesondere weiblichen Beschäftigten der Dienstleistungsbranchen, deren Lohn nach wie vor als Zuverdienst kalkuliert ist. Sie entgehen auch mit mehreren Jobs nicht dem Phänomen der »working poor« (Weinkopf...). Hinzu kommt eine mittlerweile sich auch bereits generationenverfestigte Arbeitslosigkeit, die vor allem ehemalige einfache Industriearbeit betrifft.

Besonders bedenklich ist, dass es überdurchschnittlich viele Alleinerziehende sind, die von Einkommensarmut betroffen sind (Meier/Preuße/Sunnus 2003). Alleinerziehende sind zu 40 Prozent armutsgefährdet, wohingegen bei Paarhaushalten die Armutsrisikoquote bei 10 Prozent liegt (BMFSFJ 2007). Fast jedes fünfte Kind lebt heute in Armut (Kinderhilfswerk 2007). Gleichzeitig stellen Kinder in Deutschland ein Armutsrisiko dar, insbesondere für junge und kinderreiche Familien, Alleinerziehende und Familien mit Migrationshintergrund. Im Durchschnitt waren im Jahr 2005 11 Prozent der in Familien lebenden Bevölkerung Deutschlands armutsgefährdet. Die Armutsgefährdungsquote gibt den Prozentanteil der Bevölkerung an, der mit einem Einkommen unterhalb 60 Prozent des medianen Einkommens der Gesamtbevölkerung auskommen muss (Statistisches Bundesamt 2008). Die Armutsgefährdung ist bei Familien mit einem alleinerziehendem Elternteil (26 Prozent) dreimal so häufig wie bei Familien mit zwei oder mehr Erwachsenen (9 Prozent) (ebd.).

In armen Familien häufen sich Unterversorgungslagen: Sie sind unterversorgt mit Bildung und Berufsbildung, was zu diskontinuierlicher Erwerbsarbeit und hoher, generationsübergreifender Arbeitslosigkeit führt; durch ihre frühen Deprivationserfahrungen haben sie geringe Beziehungskompetenzen und erfahren ständig Ausgrenzung und das Gefühl von Wertlosigkeit. Ca. ein Viertel der Kinder – so die World Vision Studie (Hurrelmann/Andresen 2007) – werden von ihren Eltern kaum gefördert, die Eltern sind selbst äußerst resigniert, haben nur ein geringes Interesse am Bildungsweg ihrer Kinder, keine eigenen Ressourcen, um ein Interesse dafür zu entwickeln, der Schulalltag der Kinder ist ein permanenter Kampf, Lernschwächen, gesundheitliche Störungen, Verhaltensauffälligkeiten kumulieren hier. Die World-Vision Studie zeigt, dass sich bereits Kinder im Alter von 10 Jahren aus diesen Familien komplett »abgehängt« fühlen und im Prinzip schon resigniert haben (ebd.).

Armut bedeutet mehr als über geringe materielle Ressourcen zu verfügen. Die Situation sozial benachteiligter Familien insgesamt ist durch eine Häufung sozialer Risikofaktoren gekennzeichnet: geringe Schul- und Berufsbildung, diskontinuierliche Erwerbsarbeit und hohe, generationsübergreifende Arbeitslosigkeit sowie überdurchschnittliche Anzahl chronischer Erkrankungen und soziale Isolation. In den Familien zeigen sich als Folge schwierige Sozialisationsbedingungen, wie geringer Anregungsgrad der Wohn- und Lebenssituation, hoher Medienkonsum und mangelnde positive Bindungserfahrungen (Meier/Preuße/Sunnus 2003). Fachkräfte berichten häufig von reduziertem Kommunikationsverhalten in Familien in Risikofaktoren. Der Umgang mit Kindern wird eher reglementierend als lobend beschrieben (Sann/Thrum 2005). Zusammengefasst bedeutet dies für Kinder und Erwachsene in prekären Lebenslagen, dass sie sich selten selbstwirksam erleben und hierin Gefühle von Wert- und Sinnlosigkeit wurzeln.

Das Erleben von Armut ist im familialen Kontext durchaus zwiespältig: Die Familie gilt einerseits als Ort der Zuflucht und ist andererseits häufig auch Ort der Erfahrung von Gewalt. Die Beziehungskompetenzen sind durch familiär weitergeerbte Erfahrungen von Ausgrenzung und Entwertung nur begrenzt ausgebildet. Dadurch fehlen häufig positive Rollenvorbilder insbesondere bezüglich der Elternpositionen. Kinder gelten sowohl als Hoffnung als auch Auslöser von Überforderungssituationen, Anlass für Konflikte und Erfahrungen von Misserfolgen. Antizipiert wird häufig eine Vorstellung von »idealer Familie«, die den eigenen, eher schwierigen Erfahrungen mit der Herkunftsfamilie entgegengesetzt wird. Wenn die Rahmenbedingungen jedoch schwierig und die eigenen positiven Erfahrungen fehlen, erweist sich die Realität oft als neue Überforderung.

### 3.4 Migration – oder: Was heißt Normalität?

Migration ist kein Problem an sich, vielmehr gilt das Wandern von Menschen als eine anthropologische Konstante. Entscheidend ist jedoch die grundlegende Haltung einer Gesellschaft zur Einwanderung und der Umgang mit »Befremdung«. Mit dem Integrationsgipfel im Jahre 2006 wurde die Einwanderung als Teil deutscher Realität anerkannt. Dass Deutschland ein Einwanderungsland ist, zeigten nicht zuletzt die Bevölkerungsstatistiken: Im Jahre 2007 lebten in Deutschland 7,3 Millionen Menschen, die keine deutsche Staatsangehörigkeit besitzen, das entspricht einem Anteil von 8,9 Prozent der Bevölkerung.

Etwas weiter gefasst ist der häufig gebrauchte Begriff des »Migrationshintergrundes«: Zu den Familien mit Migrationshintergrund etwa zählen alle Eltern-Kind-Gemeinschaften, bei denen mindestens ein Elternteil eine ausländische Staatsangehörigkeit besitzt oder die deutsche Staatsangehörigkeit durch Einbürgerung oder – wie im Fall der Spätaussiedler – durch einbürgerungsgleiche Maßnahmen erhalten hat. Es handelt sich hierbei um einen kinderzentrierten Migrationsbegriff, da bei der Definition der Migrationshintergrund der Kinder berücksichtigt wird. Die Staatsangehörigkeit der Kinder selbst spielt keine unmittelbare Rolle. In Deutschland hat derzeit gut jede vierte Familie einen Migrationshintergrund, bei Kindern unter 6 Jahren hat jedes dritte einen Migrationshintergrund (Betz 2006).

Junge Menschen mit Migrationshintergrund machen in einigen Regionen mehr als die Hälfte ihrer Altersgruppe aus. Eine besondere Herausforderung für das Bildungssystem besteht in der Tatsache, dass bei den Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen der Anteil der Personen mit Migrationshintergrund in einigen Regionen im Westen Deutschlands und in Berlin bis zu 50% und mehr beträgt. Die sozialräumliche Segregation beginnt bereits in den Kindertageseinrichtungen. Ca. 30 Prozent der Kinder, deren Familiensprache nicht Deutsch ist, besuchen eine Einrichtung, in der mehr als die Hälfte der Kinder ebenfalls nicht Deutsch als Familiensprache hat (Alt 2006, Bildungsbericht 2008). Kinder mit Migrationshintergrund berichten im Grundschulalter häufiger von subjektiv erlebten Belastungen und Ängsten sowie von Anspannung und geringerem Wohlbefinden in der Schule als Kinder ohne Migrationshintergrund (Betz 2006). Es finden sich darüber hinaus auch Hinweise für »objektive« Belastungsfaktoren, z.B. häufigere Klassenwiederholungen und Zurückstellungen bei Migrantenkindern.

Der Bevölkerungsanteil mit Migrationshintergrund unterscheidet sich in Hinblick auf viele sozioökonomische Merkmale deutlich von der deutschen Bevölkerung ohne Migrationshintergrund (Datenreport 2008: 19). Zu erwähnen sind etwa soziale Risiken wie fehlende schulische und berufliche Qualifikation und Arbeitslosigkeit, Erwerbstätigkeit in prestigearmen Berufen und Tätigkeiten sowie niedriges Einkommen und ein erhöhtes Armutsrisiko (ebd.). Aber auch in Bezug auf familiäre Strukturen zeigen sich Unterschiede, wie etwa bei der Kinderzahl. Im Jahr 2007 hatten 16 Prozent der Familien mit Migrationshintergrund drei und mehr minderjährige Kinder.

Dieser Anteil betrug bei Familien ohne Migrationshintergrund vergleichsweise nur 9 Prozent. Bei jeweils 37 Prozent der Familien mit und ohne Migrationshintergrund lebten zwei minderjährige Kinder. Knapp die Hälfte (48 Prozent) der Familien mit Migrationshintergrund versorgte ein im Haushalt lebendes minderjähriges Kind, während es bei denen ohne 54 Prozent sind (Statistisches Bundesamt 2008).

Wesentliche Impulse für die Einschätzung von Migrantenmilieus gibt die SINUS-Milieustudie, die das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend im Rahmen des Nationalen Integrationsplan-Prozesses in Auftrag gegeben hat (Wippermann et al. 2007). Der Vergleich mit den Sinus-Milieus der Gesamtgesellschaft zeigt, dass Milieus in der Unterschicht und unteren Mittelschicht dominieren und konservative, etablierte Milieus der oberen Mittelschicht sowie der Oberschicht nicht repräsentiert sind. Die Milieustudie zeigt, dass ethnische Herkunft allein wenig bestimmend ist, vielmehr verbindet Menschen des gleichen Milieus mit unterschiedlichem Migrationshintergrund mehr als mit dem Rest ihrer Landsleute aus anderen Milieus. Faktoren wie ethnische Zugehörigkeit, Religion und Zuwanderungsgeschichte beeinflussen die Alltagskultur, sind letzten Endes aber nicht milieuprägend und identitätsstiftend. Der Einfluss religiöser Traditionen auf das Leben und die Integration in Deutschland wird nach Einschätzung der Studie erheblich überschätzt (Wippermann et al. 2007). Der Integrationsgrad ist insbesondere bildungs- und herkunftsabhängig: Je höher das Bildungsniveau und je urbaner die Herkunftsregion, desto leichter und besser gelingt eine Integration in die Aufnahmegesellschaft.

Auch die Auswertungen des DJI-Kinderpanels im Rahmen der Zusatzstichprobe zu türkischen und russlanddeutschen Kindern (Alt 2006) zeigen, dass Bildung und ökonomische Aufstiegsperspektiven eine zentrale Bedeutung haben. Kurz gefasst: Migrationsbedingte Unterschiede verschwinden hinter sozialen Ungleichheitslagen (ebd.: 17). Untersuchungen über Migrant/innen mit türkischem Hintergrund in höheren sozio-ökonomischen Lagen zeigen, dass traditionelle Norm- und Wertvorstellungen hier nahezu vollständig verschwunden sind. Für die Erziehung ihrer Kinder gilt dann, dass nicht mehr Loyalität und Gehorsam im Mittelpunkt stehen, sondern Individualität und Selbstverwirklichung (Toprak 2002).

Hinsichtlich der Erziehungsstile wird in Familien mit Migrationshintergrund unterer sozialer Milieus

us, die den Hauptteil der Migrant/innen darstellen eher ein autoritärer Erziehungsstil praktiziert (Thrum/Sann 2005). Präzisierend kommt Uslucan (2007) in seiner empirischen Studie bei 360 türkischen Familien zum Schluss, dass hier überwiegend ein permissiv-autoritärer Erziehungsstil vorherrscht, wonach in der frühen Kindheit »laisser-faire« und verwöhnen praktiziert wird, wohingegen in der beginnenden Jugendphase durch Strenge und Restriktionen die Entwicklung von Ich-Stärke eingeschränkt ist. Darüber hinaus wird innerhalb der Familien deutlich nach Alter und Geschlecht unterschieden: Je älter die Familienmitglieder sind, desto mehr soll ihnen Respekt bezeugt werden – dies gilt bereits für die Geschwisterreihung. Die Rangordnung korrespondiert mit differenzierter Arbeitsteilung und Verantwortungsübernahme. Unüblich sind Spiele mit Kindern »auf gleicher Augenhöhe«, Kinder sollen vielmehr durch Imitation der Erwachsenen lernen (Thrum/Sann 2005). Häufig erleben Kinder Doppelbotschaften ihrer Eltern: Einerseits sollen sie sich an deutsche institutionelle Vorgaben (insbesondere in Bezug auf Schule) anpassen, um nicht aufzufallen, gleichzeitig wollen die Eltern, dass kulturelle Eigenheiten beibehalten werden und signalisieren Vorbehalte oder eine eher ablehnen-

de Haltung gegenüber der Mehrheitsgesellschaft und ihrer Wertesysteme.

Bemerkenswert ist, wie die Shell-Jugendstudie belegt, dass muslimische Kinder und Jugendliche weitaus häufiger als einheimische Altersgenossen religiöse Bindungen betonen und Religion in ihrem Alltag praktizieren (Hurrelmann/Albert 2006). Der Islam bietet ihnen offensichtlich ein sinnstiftendes Orientierungs- und Wertemuster. Gerade in verunsichernden Lebenssituationen wird Religion als ein System mit »Chiffren« für die Bewältigung von Komplexität (Luhmann 1992: 33) erlebt. Damit wird auch deutlich, warum für ausländische Jugendliche, deren gesellschaftliche Integration durch Ungewissheit und schwierige Erwerbs-Integration gekennzeichnet ist, die Hinwendung zu Religion in besonderer Weise (und häufig auch entgegen der elterlichen Alltagspraxis) zunehmend attraktiv wird. Damit zeigen sich verwirrende gegenläufige Tendenzen von Anpassung/Assimilation (Elterngeneration) und Re-Traditionalisierung als Protest (Bsp. Tochter mit Kopftuch). Sowohl wissenschaftliche Studien als auch die Fachpraxis konstatieren eine zunehmende Bedeutung der Identifikation mit der islamischen Religionszugehörigkeit in den letzten beiden Dekaden (Thiessen 2007b, Gerlach 2006).

#### 4. Konsequenzen für eine zukunftsfähige Familienpolitik

Der Blick auf die sich verändernden Rahmenbedingungen unter dem Stichwort des sozialen Wandels zeigt, dass Familien keine Naturressourcen darstellen, außerhalb von Raum und Zeit, sondern komplexe Systeme mit Eigenlogik und Eigensinn, aber auch mit Störanfälligkeit. Kurz gesagt: Familie wird sowohl in alltäglicher als auch in biografischer Perspektive von den unterschiedlichen an Familie Beteiligten hergestellt und ausgehandelt (BMFSFJ 2006b). Dies geschieht vor dem Hintergrund zunehmender Fragilität von Familien bei gleichzeitiger Neuformierung familialer Lebensformen. Im Focus stehen die unterschiedlichen Leistungen und Handlungen von Familie und ihrer Mitglieder, weniger ihre Einstellungen. Ein solches »doing family« (Jurczyk/Lange 2002) ist eine keinesfalls selbstverständliche, sondern zunehmend voraussetzungs-volle Aktivität derjenigen Frauen, Männer, Kinder und Jugendliche, die in Familien leben bzw. leben wollen und sich dabei stets mit den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und eventuell mit familienbiografischen Brüchen auseinandersetzen müssen.

Die veränderten Rahmenbedingungen für Familien erfordern je unterschiedliche Anpassungsstrategien. Dies führt zu einer Pluralisierung von »doing family«: Jede Familienkonstellation muss ihren eigenen individuellen Weg finden um Gemeinschaft herzustellen. So werden beispielsweise in Familien, in denen die Eltern berufsbedingt an unterschiedlichen Orten leben, spezifische Verabredungen wie feste Familientreffen einmal pro Woche zu einer wesentlichen Voraussetzung für das Erleben und Gelingen von familialer Erfahrung. Bereits viel beforscht wurde die Herstellung von Familie unter Alleinerziehenden- und »Patchwork«-Bedingungen. Hier geht es um eine ständige Arbeit, diejenigen einzubeziehen, die dazu gehören sollen und sich gleichzeitig z.B. gegen die Stiefkinder oder den ehemaligen Partner abzugrenzen um das projektierte, gewünschte Familienleben herzustellen (Nelson 2006, Bien/Hartl/Teubner 2002). Ebenso ist zu beobachten, wie sich Kommunikation durch das Eindringen von Medien in den Familienalltag verändert. Das »doing family« am Esstisch ändert sich, wenn der Fernseher regelmäßiger

Bestandteil bei Mahlzeiten ist (Kaufmann 2007). Schließlich haben sich Hierarchien deutlich verändert, was im Kommunikationsverhalten von Familien deutlich wird: Während noch bis weit in die 1960er Jahre hinein Kindern bei Mahlzeiten das unaufgeforderte Sprechen untersagt wurde, ist dies heute kaum mehr vorstellbar.

Die Herstellung von Familie erfordert v.a. zweierlei: erstens das Vereinbarkeitsmanagement im Sinne einer praktischen Gewährleistung des »Funktionierens« von Familie und zweitens die Konstruktion von Gemeinsamkeit (Schier/Jurczyk 2008). Dabei liegt das Geheimnis des Gelingens auch in der Beiläufigkeit familialer Interaktionen. Familie ist damit die Verschränkung von individuellen Lebensführungen durch alltägliche Praktiken und Sinngebungsprozesse. Abschließend stellt sich hier die Frage, was hindert, was fördert das doing family?

Mit dem 7. Familienbericht (BMFSFJ 2006a) wurde ein Paradigmenwechsel in der deutschen Familienpolitik eingeläutet. Konzeptionell werden nun monetäre Förderung, Infrastrukturleistungen und Zeitpolitik als drei unverzichtbare Bestandteile für nachhaltige Familienpolitik vorgesehen und aufeinander bezogen (Jurczyk 2007). Entscheidend ist dabei, auf keine bestimmte Familienform zu zielen, sondern vielmehr Wirksamkeiten hinsichtlich der Lebensqualität von Familien in ihrer Diversität zu überprüfen. Ebenso geht es darum, Familienpolitik am Lebenslauf von Familien zu orientieren. Statt versäulter Institutionenlogiken zu folgen, geht es darum, Phasen und Konstellationen mit besonderem Unterstützungsbedarf zu identifizieren. Hierzu ist das Kompetenzzentrum für familienbezogene Leistungen des Bundesfamilienministeriums eingesetzt worden ([www.bmfsfj.de/kompetenzzentrum](http://www.bmfsfj.de/kompetenzzentrum)).

Soll das Familienleben unterstützt und gegenseitige Fürsorge, persönliches Wachstum in Beziehungen sowie familiäre Bildungs- und Erziehungsprozesse ermöglicht und verbessert werden, dann sind zunächst die Bedingungen des familialen Alltags zu berücksichtigen und zwar bezogen auf die unterschiedlichen Milieus und ethnischen Herkunft. Hier erfordern zunehmende Prozesse der Entgrenzung von Arbeit und Leben, einer damit einhergehenden Zukunftsunsicherheit bis weit in die Mittelschichten hinein und ein Verlust traditionaler Gewissheiten von Familien erhebliche Anpassungsstrategien, die je nach materieller und bildungsbezogener Ressourcen mehr oder weniger zufriedenstellend verlaufen. Gezeigt wurde, dass bestimmte familiäre Strategien aus

eher bildungsfernen Milieus, die in einer Industriegesellschaft noch funktioniert haben, heute durch technologisch-sozialen Wandel wertlos und kontraproduktiv geworden sind (Büchner/Wahl 2005, Rademacher/Lobato 2008).

Familien brauchen Orte, wo sie Austausch und Vernetzung finden, die ihnen ausreichend Respekt und Sicherheit bieten, die eigenen Schwächen und Unsicherheiten auszutauschen und auch das Wissen um die Grenzen dessen, was Eltern angesichts der veränderten Rahmenbedingungen leisten können. Kirchengemeinden können solche wertvollen Orte sein. Statt wohlfeiler Pauschal Diagnosen von »Familie heute«, die vor allem Verluste identifizieren, gilt es, Eltern darin zu unterstützen, ihrem Erziehungsauftrag angemessen nachkommen zu können. Hierfür müssen die Rahmenbedingungen stimmen, die Balance von Erwerbsarbeit, Einkommen, Zeit und Wohnumgebung. Eltern brauchen aber auch Entlastung von dem immer größer werdenden »hermeneutischen Stress«, dem sie ausgesetzt sind: welcher Inhalt, welche Schule, welche Kompetenz soll gefördert werden? Hier gilt es, neue Beratungsangebote aufzubauen, die Eltern auf diesem Weg begleiten, ohne sie zu bevormunden.

Schließlich ist hier nochmals deutlich zu machen, dass Familien keine Einheiten sind, sondern aus einzelnen Mitgliedern bestehen, die höchst unterschiedliche Bedarfe und Bedürfnisse haben und denen gesellschaftlich unterschiedliche Macht- und Entscheidungsbefugnisse zukommen, sei es per Gesetz oder Tradition: Eltern obliegt der Erziehungsauftrag, der geschlechtssegmentierte Arbeitsmarkt fördert weiterhin die stärkere Position von Männern in Familien. Liegen zur geschlechtsbezogenen Hierarchie zahlreiche Untersuchungen vor (Friebertshäuser/Matzner/Rothmüller 2007), werden bislang Kinder als eigenständige Akteure noch viel zu unzureichend wahrgenommen. Welches ihre Interessen sind, wie sie sich den Familienalltag vorstellen und wie sie sich Schule und Kindergarten wünschen, muss stärker berücksichtigt werden, kurz: Kinder müssen stärker als von Geburt an eigenständige Rechtssubjekte mit spezifischen Kompetenzen neu wahrgenommen werden. Viel zu häufig werden Kinder als zukünftige Leistungsträger gesehen. Dabei geraten die Bedingungen von Kindern in ihrem heutigen Leben ebenso aus dem Blick wie ihre jeweils individuellen Fähigkeiten.

Damit Familie stabil bleiben kann, muss sie sich verändern können. Die Sozialfigur der »erwerbstätigen Mutter« ist für Deutschland immer noch eine

kleine Revolution. Im Alltag hadern viele Mütter mit der richtigen Balance zwischen Familie und Beruf. Ebenso sind Männer auf der Suche nach neuen Väterbildern und erleben Vereinbarkeit als erstmaliges Problem in ihren Erwerbsbezügen. Kinder und Jugendliche, die jeden Tag neue Welten entdecken, brauchen Raum für Austausch und Orientierung. Hierauf müssen Institutionen Antworten finden, damit (um Tucholsky nochmals zu zitieren) die »Familienbande« den Stürmen trotzen« und Gelegenheiten für die »Gemeinsamkeiten der kleinen Hauserlebnisse« entstehen können. Kirchengemeinden und kirchliche Einrichtungen haben hier viel Erfahrung und eine hohe Bedeutung. Zu überlegen gilt es jedoch, ob das Familienbild in kirchlichen Institutionen noch mit dem gegenwärtigen Familienleben in Übereinstimmung ist und ob es möglicherweise Familien oder Familienmitglieder gibt, die durch die Netze fallen.

## Literatur

- Alt, Christian (Hg.) (2006): *Kindereleben – Integration durch Sprache? Bedingungen des Aufwachsens von türkischen, russlanddeutschen und deutschen Kindern. Kinderleben - Band 4*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Autorengruppe Bildungsberichterstattung (Bildungsbericht) (2006): *Bildung in Deutschland*, Bielefeld: Bertelsmann
- Autorengruppe Bildungsberichterstattung (Bildungsbericht) (2008): *Bildung in Deutschland 2008*, Bielefeld: Bertelsmann
- Becker, Uwe (2008): *Was ist dran am skandinavischen Modell?* In: *Leviathan*, H. 2, 229-248
- Becker-Schmidt, Regina (1987): *Die doppelte Vergesellschaftung – die doppelte Unterdrückung. Besonderheiten der Frauenforschung in den Sozialwissenschaften*. In: Lilo Unterkirchner, Ina Wagner (Hg.), *Die andere Hälfte der Gesellschaft. Österreichischer Soziologentag 1985*, Wien: Verlag des österreichischen Gewerkschaftsbundes, 10-25
- Betz, Tanja (2006): *Milieuspezifisch und interethnisch variierende Sozialisationsbedingungen und Bildungsprozesse von Kindern*. In: Christian Alt (Hg.) (2006), *Kindereleben – Integration durch Sprache? Band 4: Bedingungen des Aufwachsens von türkischen, russlanddeutschen und deutschen Kindern*, Wiesbaden, 117-153
- Bien, Walter; Hartl, Angela; Teubner, Markus (Hg.) (2002): *Stieffamilien in Deutschland. Eltern und Kinder zwischen Normalität und Konflikt. Familiensurvey, Band 10*, Opladen: Leske und Budrich
- Blossfeld, Hans-Peter; Klijzing, E.; Mills, S.; Kurz, Karin (2005): *Globalization, Uncertainty and Youth in Society*. London: Routledge
- Büchner, Peter, Fuhs, Burkhard, Krüger, Heinz-Hermann (1997): *Transformation der Eltern-Kind-Beziehungen? Facetten der Kindbezogenheit des elterlichen Erziehungsverhaltens in Ost- und Westdeutschland. Kindheit, Jugend und Bildungsarbeit im Wandel. Ergebnisse der Transformationsforschung. Beiheft der Zeitschrift für Pädagogik*, 37. Heinz-Elmar Tenorth. Weinheim, Beltz: 35-52
- Büchner, Peter/Wahl, Katrin (2005): *Die Familie als informeller Lernort. Über die Bedeutung familialer Bildungsleistungen und die Entstehung und Vermeidung von Bildungsarmut*. In: *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft* 8(3), 356-373
- Bundesministerium für Familie, Frauen, Senioren und Jugend (BMFSFJ) (2006a) *Familie zwischen Flexibilität und Verlässlichkeit*. Siebter Familienbericht. Berlin
- Bundesministerium für Familie, Frauen, Senioren und Jugend (BMFSFJ) (2006b). *Unternehmensmonitor Familienfreundlichkeit 2006. Wie familienfreundlich ist die deutsche Wirtschaft?* Berlin
- Bundesministerium für Familie, Frauen, Senioren und Jugend (BMFSFJ) (2008). *Familienmonitor 2008*. Berlin
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ, 2007): *Armutsrisiken von Kindern und Jugendlichen in Deutschland. Materialien aus dem Kompetenzzentrum für familienbezogene Leistungen im BMFSFJ*. Berlin
- Burkart, Günter (1992): *Auf dem Weg zur vollmobilen Single-Gesellschaft? Kommentar zum Artikel von Schofer/Bender/Utz (ZfBW 4/1991)*, in: *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 18, 3, S. 355-360
- Datenreport (2008): hg. v. Statistisches Bundesamt, Wiesbaden; [http://www.destatis.de/jetspeed/portal/cms/Sites/destatis/Internet/DE/Navigation/Publikationen/Querschnittsveroeffentlichungen/Datenreport\\_\\_downloads,templateId=renderPrint.psm1\\_nnn=true](http://www.destatis.de/jetspeed/portal/cms/Sites/destatis/Internet/DE/Navigation/Publikationen/Querschnittsveroeffentlichungen/Datenreport__downloads,templateId=renderPrint.psm1_nnn=true)
- Etzemüller, Thomas (2007): *Ein immerwährender Untergang. Der apokalyptische Bevölkerungsdiskurs im 20. Jahrhundert*, Bielefeld
- Friebertshäuser, Barbara; Matzner, Michael; Rothmüller, Ninette (2007): *Familie: Mütter und Väter*. In: Jutta Ecarius (Hg.), *Handbuch Familie*, Wiesbaden: VS-Verlag: 179-198
- Fthenakis, Wassilios F. (1999): *Engagierte Vaterschaft. Die sanfte Revolution in der Familie*, Opladen: Leske und Budrich
- Garhammer, Manfred (1997): *Familiale und gesellschaftliche Arbeitsteilung – ein europäischer Vergleich*. In: *Zeitschrift für Familienforschung* 9. Jg., H. 1, 28–70
- Gerhard, Ute (2008): *50 Jahre Gleichberechtigung – eine Springprozeßion* In: *Aus Politik und Zeitgeschichte, Beilage zum Parlament, APuZ 24-25/2008*, 1-9
- Gertach, Julia (2006): *Zwischen Pop und Dschihad. Muslimische Jugendliche in Deutschland*, Berlin
- Grossmann, K. E., Grossmann, K., Kindler, H., & Zimmermann, P. (2008): *A wider view of attachment and exploration: The influence of mothers and fathers on the development of psychological security from infancy to young adulthood*. In J. Cassidy & P. Shaver (Eds.), *Handbook of attachment theory, research, and clinical applications*. New York: Guilford.
- Hannover, Irmela; Birkenstock, Arne (2005): *Familienbilder im Fernsehen. Familienbilder und Familienthemen in fiktionalen und nicht-fiktionalen Fernsehsendungen. Studie für das Adolf Grimme Institut*
- Haumann, Wilhelm (2007): *Generationen-Barometer 2006*, hg. vom »Forum Familie stark machen, Freiburg: Alber
- Heitkötter, Martina/Jurczyk, Karin/Lange, Andreas/Meier-Gräwe, Uta (Hrsg.) (2009): *Zeit für Beziehungen? Zeit in und Zeitpolitik für Familien*. Opladen: Barbara Budrich
- Hochschild, Arlie Russel (1997): *The Time Bind: When Work Becomes Home and Home Becomes Work*, New York: Metropolitan Books
- Hofäcker, Dirk (2006): *Women's employment in times of globalization: a comparative overview*; in: Hans-Peter Blossfeld und Heather Hofmeister (Hg.): *Globalization, Uncertainty and Women's Careers. An International Comparison. Cheltenham/UK and Northampton, MA/U.S.: Edward Elgar*, 32-58
- Huinink, Johannes J.; Röhler, H. Karl Alexander (2005): *Liebe und Arbeit in Paarbeziehungen. Zur Erklärung geschlechtstypischer Arbeitsteilung in nichtehelichen und ehelichen Lebensgemeinschaften*. Würzburg: Ergon